

DIE ZEIT

DIE ZEIT, 26.07.2007 Nr. 31 DOSSIER

Das Land der Waisen

Swasiland im Süden Afrikas hat die höchste HIV-Rate der Welt. In fast jeder zehnten Familie wachsen die Kinder ohne Eltern auf. Stirbt das kleine Königreich aus?

Von Charlotte Wiedemann

Ein schmaler Pfad führt durch das Gras zum Anwesen der Kinder. Eine rot gestrichene Tür: In dieser Hütte schliefen die Eltern. Auf ihrem Bett liegt eine Decke mit Zebramuster; die drei Kinder benutzen das Bett nicht. Sie legen sich abends auf den Boden, auf eine Matte vor dem Bett, so wie früher. Am Kopfende stapeln sich alte Koffer, Sachen quellen heraus, Erwachsenensachen. In einer Ecke ein Paar verstaubte Männerschuhe.

Zinhle, die 15-jährige Tochter, ist jetzt die Älteste. Sie sah jünger aus, als sie eben barfuß auf dem Graspfad davonlief, um ein Streichholz zu holen beim Nachbarn, zum Feuermachen in der Kochhütte. Zinhle lief in ihrem gelben kurzen Kleid wie ein Kind, das auf eine Besorgung geschickt wird. Nur schickt sie sich jetzt selbst. Die beiden jüngeren Geschwister sind elf und acht, sie sind gerade auf dem Feld, zum Pflügen.

Die Kinder-Familie hat ein Maisfeld, eine Kuh, vier Ziegen. Es ist still hier, ab und an ist ein Vogel zu hören. Die nächste Asphaltstraße ist ein paar Stunden entfernt. Über einem Gatter hängt Wäsche zum Trocknen; dahinter grüne Hügel und Felder, hier und da lugen die Köpfe von Rundhütten hervor, gelegentlich blinkt ein Wellblechdach.

Die Eltern starben vor einem Jahr, zuerst die Mutter, wenig später der Vater. Die Krankheit, deren Namen die Kinder nicht kennen, hat auch die anderen geholt, Tanten, Onkel. War es vorher, nachher? Zinhle spricht leise, fast haucht sie die Sätze. Jedenfalls sind sie jetzt allein. Wie fragt man Kinder nach dem Tod der Eltern? Das Grab der Eltern ist da hinten, über dem nächsten Hügel. Zinhle zeigt hinüber, schaut dabei aber selbst nicht hin, guckt in eine andere Richtung, weg vom Hügel.

An eine Wand in der Hütte hat jemand mit roter Farbe, die übrig war nach dem Streichen der Tür, auf die Wand gepinselt: »I love God«. Daneben kleben Zettel, mit Psalmen und mit Klagen, von Hand geschrieben. »Du tötest mich. Und wer, denkst du, wird sich um meine Kinder kümmern?« Das war noch die Mutter. »Wegen dir geht es uns jetzt so.« Das ist von der Tochter. »Wir trauen niemandem mehr.«

Eine afrikanische Klagemauer. Angeklagt ist ein Unbekannter, angeklagt ist Gott oder ein Mörder oder die Krankheit. 80.000 Waisenkinder in einem Land mit einer Million Einwohnern – das ist Swasiland. Swasiland ist wie Köln mit 80.000 Waisen. Jeder zehnte Haushalt hat keinen Erwachsenen mehr. Kann man sich das vorstellen? Nein. Selbst hier, in dieser Hütte mit der Klagemauer, kann man es sich nicht vorstellen.

Manchmal kommt ein Nachbar und hilft beim Pflügen. Frauen aus der Gemeinde kochen für die Waisen, es gibt Hilfsprojekte. Dennoch bleibt das Nichtvorstellbare: die existenzielle Verlassenheit einer so großen Zahl von Kindern.

Ngome, so heißt die Gegend. Man fände sie allein nicht wieder. Obwohl Swasiland so klein ist. Das zweitkleinste Land Afrikas, ein Königreich, das man an einem Nachmittag durchqueren kann, auf der schönen Straße, die von Westen, von Südafrika, bis in den Osten, an die Grenze zu Mosambik, führt. Aber dieses kleine Land ist wie nach innen gestülpt. Die meisten Menschen wohnen an unbeschilderten Sandpisten und Lehmwegen, verteilt zwischen Hügeln und Büschen, die man schon nicht mehr wiedererkennt, wenn man sich einmal umgedreht hat. Keine Dörfer, nur einzelne *homesteads*, so hat die englische Kolonialsprache die winzigen Höfe der Swasis getauft. Das Wort ist zu pompös für zwei, drei marode Hütten ohne Elektrizität neben einem Maisfeld.

Die Katastrophe hat also ein ländliches, stilles Gesicht. Swasiland hat die höchste HIV-Rate der Welt, 39 Prozent tragen die Krankheit in sich. Bei jungen Schwangeren sind es sogar über 56 Prozent, das ist der höchste Wert, der jemals in irgendeinem Land in irgendeiner Altersgruppe festgestellt wurde. Schon längst ist Aids keine Männerkrankheit mehr, in Afrika leiden vor allem die Frauen und die Kinder. Südlich der Sahara sind insgesamt elf Millionen Kinder durch die Epidemie Waisen geworden, eine riesige, barfußige Armee der Schutzlosen.

Dieser Notstand schießt sich nicht in die Nachrichten. Aids kann es nicht mit dem Irak aufnehmen, nichts explodiert hier, Swasiland implodiert, stirbt unter der Hand. Die durchschnittliche Lebenserwartung ist auf 34 Jahre gefallen.

Beim Anflug präsentiert sich das Krisengebiet als gleichgültige Idylle. Von Johannesburg kommend, streift die kleine Propellermaschine über eine Postkartenlandschaft, ein afrikanisches Berner Oberland mit Terrassenfeldern. Nichts Bedrohliches zu sehen, und was zu sehen ist, täuscht – so wie das Gras, das Swasiland so grün macht und dabei die Dürre verdeckt, die das Land plagt.

In Mbabane, der kleinen Hauptstadt, herrscht Einkaufstrubel. Schlussverkauf zum Ende der Schulferien. Und morgen eine exklusive Modenschau. Abends ausgelassenes Gelächter im besten Restaurant der Stadt. Was hatte man erwartet? Abgezehrte Gestalten, Leichen am Straßenrand? Der Scrabble-Club lädt zum wöchentlichen Treff.

Swasiland ist eine absolute Monarchie. Sie erzeugt gelegentlich eine Zeitungsmeldung in Deutschland, wenn der König für sich und seine 13 Ehefrauen neue Luxuslimousinen bestellt. Lange hat der kleine Potentat die heraufziehende Katastrophe in seinem Land ignoriert. Die Verantwortungslosigkeit an der Spitze paarte sich mit ängstlichem, tabubehaftetem Schweigen aufseiten der Untertanen. 1999 begann das große Sterben, doch es vergingen noch einmal kostbare Jahre, bis endlich 2005 Aufklärung in großem Stil einsetzte.

Nun richtete die Regierung einen Nationalen Notstandsrat ein, er sollte die Epidemie bekämpfen, an den unfähigen Ministerien vorbei. Bald galt dieser Aids-Rat als einer der aktivsten in Afrika; sein bescheidenes Büro neben einer Tankstelle wurde zum Bezugspunkt für die Minderheit der Kompetenten, Engagierten im Land, auch für die ausländischen Helfer. Eine Koalition der Willigen, im verzweifeltsten Spurt nach vorn. Ihre Vision: bis 2015 die Epidemie besiegen. Ein traditioneller Swasi-Speer ist das Symbol der Kampagne, ihre Losung: »Eine Nation im Krieg gegen Aids!«

Aber wo ist die Front in diesem Krieg? Wo sind die Kranken, die Toten? Und wo ist die Trauer?

Die Suche führt hinaus aus der Stadt. Wer stirbt, stirbt auf dem Land. Wenn sich die Krankheit nicht mehr verbergen lässt, wenn sie ihr letztes Stadium erreicht, dann gehen auch die Städter

dorthin, wo sie einmal hergekommen sind. Kehren zurück auf ihre *homesteads* zwischen den grünen Hügeln, wo das Gras schnell über die frischen Gräber wächst. Es ist leicht, ein Grab zu übersehen; nur ein paar Ziegel markieren die Konturen, ein Ziegel steht aufrecht, dort ist der Kopf des Toten. Die Landschaft eignet sich die Gräber rasch an. So sind es nicht Friedhöfe, deren Ausmaß den Swasis vor Augen führt, was mit ihnen passiert – es sind die Kinder, hungrige, verwaahlte, gefährdete Kinder. Die Nationalsprache Siswati hat kein Wort für »Waise«. Die Swasis kannten keine Waisen, denn in den großen Familien waren Onkel und Tanten stets auch wie Väter und Mütter.

Thembi Tsabedze rührt mit einem Stock durch den Maisbrei. Jeden Tag kommt sie her, in diese dämmerige kleine Lehmhütte, in der die Holzscheite so heftig qualmen, dass einem gleich die Augen tränen. Auf dem Feuer steht ein schwarzer Kessel, zwei, drei Stunden muss der Brei kochen. Es sind 39 Portionen, 39 Waisenkinder aus der Umgebung essen hier jeden Tag. Thembi Tsabedze wohnt nahebei, sie ist die Hüterin dieser Kochstelle. Mit anderen Frauen hat sie die kleine Lehmhütte gebaut, um das Feuer vor Wind und Regen zu schützen.

Der schwarze Topf auf dem qualmenden Feuer ist ein Symbol notdürftiger Hoffnung. Durch ganz Swasiland zieht sich eine Spur dieser Töpfe, sie sind alle identisch, groß, schwarz und schwer, Unicef hat sie geliefert. Mehr als 400 Töpfe sollen es sein – simpelste Essensstationen für 33.000 Waisen.

Thembi Tsabedze kommt nun schon seit drei Jahren, kocht ehrenamtlich, jeden Tag das Gleiche, diesen Brei; es nichts anderes da. Zu Hause hat sie sechs eigene Kinder zwischen zwei und 19 Jahren, das ist die Spanne einer Swasi-Mutterschaft. Thembi Tsabedze steht also um 4.30 Uhr mit der Sonne auf, dann kocht sie erst für die eigene Familie, später müssen die älteren Kinder nach den jüngeren sehen. Ab neun Uhr ist sie an der Lehmhütte, schleppt mit ein paar anderen Frauen erst einmal 25 Liter Wasser heran, die Wasserstelle ist zwei Kilometer entfernt. Mutter Tsabedze macht nicht viele Worte darüber. Sie hat nie eine Schule besucht, und wenn man sie nach ihrem Alter fragt, dann sagt sie: »Vielleicht 42?« Nur die Leichtigkeit, mit der sie auch größere Kinder auf dem Arm hält, verrät ihre Kraft.

Niemand dankt diesen Frauen. Sie bekommen keinen Cent vom Staat und meistens nicht einmal Anerkennung von ihren Ehemännern; mancher holt sich sogar eine neue Frau – weil ihn die Hüterin der Waisen vernachlässige. Und manchmal ist die Gemeinde neidisch, weil für die schwarzen Töpfe Säcke mit gespendetem Maismehl vom Welternährungsprogramm kommen. Dann flüstern böse Zungen, die Frauen äßen sich heimlich satt, nur darum kochten sie für die Waisen.

Neighbourhood-Care-Point, diesen glanzvollen Namen gab Unicef dem schwarzen Topf, der Feuerstelle und dem gespendeten Sack Maismehl – also der Idee, die Waisen dort zu versorgen, wo sie leben, in der Gemeinde, der Nachbarschaft. Die internationale Helfergemeinde liebt solche potemkinschen Begriffe, und das Kürzel »NCP« hat auf verblüffende Weise den Weg in die Alltagssprache der Swasis gefunden. Nur ist es meistens nicht die Nachbarschaft, nicht die ganze Gemeinde, die sich verantwortlich fühlt, es sind ausschließlich Frauen.

Die meisten Swasi-Männer fühlen sich nicht zuständig für Kinder, weder für die eigenen noch für die Waisen in ihrer nächsten Umgebung. Ein Mann mag sieben, zehn, elf Kinder haben, er empfindet sich doch als Junggeselle. Und wenn er etwas Geld in der Hand hat, dann denkt er zuerst an sich und an das Bier, das er davon kaufen könnte.

Mittagszeit – weiter auf der Spur der Töpfe. Zur nächsten Essensstation sind es im Landrover vielleicht 20 Minuten. Die Kinder stehen schon erwartungsvoll Schlange mit Blechtellern in den Händen. Die Frauen haben hier für 60 Waisen gekocht, aus zwei dampfenden Kesseln werden

Maispampe und gelbe Bohnen auf die Teller geklatscht. Die Kinder blicken mit ernsten Erwachsenenengesichtern auf ihre Portion, für die meisten ist sie das einzige Essen am Tag. Still suchen sie sich einen Platz auf dem Boden, essen schweigend.

Es wartet noch ein dritter schwarzer Topf an diesem Tag; man muss viele dieser Töpfe sehen, um zu verstehen, dass jeder eine andere Geschichte erzählt. Der schwarze Topf ist wie eine Bewährungsprobe, ein Test für die Menschen, in deren Mitte er steht: Entwickelt sich Leben, Hilfe, Zusammenhalt um ihn herum? Oder ist er nur stummer Zeuge von Verfall und Agonie?

Als habe niemand mehr die Kraft, ein paar Steine und Lehmbrocken in das hölzerne Gerüst eines Hauses zu packen: So baufällig ist diese dritte Essensstation. Sie wird von Großmüttern betrieben, sie waschen gerade die Blechteller ab, drei alte Frauen, wie das letzte Aufgebot der Humanität. Die Erste hat einen gewaltigen Kropf am Hals und steht auf geschwollenen Füßen. Der Zweiten hängen die schweren Brüste tief im löchrigen blauen Kittel. Die Dritte ist Witwe, und zum Mann starb ihr eben noch ein Sohn. Schwarz umrändert ihre Augen, das schwarze Gesicht umrahmt von einem staubig-schwarzen Witwentuch – wie viele Töne Schwarz es gibt.

Wenn die ganz Alten für die ganz Jungen sorgen müssen, dann steht die Natur kopf – in Swasiland ist das Alltag. Die Großmütter sind in der Aids-Krise das Rückgrat, das große Herz des Landes. Oma Mnisi ist so eine. Sie kann nicht lesen, sie hat ihren Sohn und ihre Töchter drüben hinter dem Maisfeld begraben, nun sorgt sie für sieben Enkel, sitzt auf der roten Erde dieses ärmlichen Hofes und beschwert sich nicht. Eine afrikanische Großmutter, eine Gogo, die klaglos alles schultert, im Vertrauen darauf, dass Gott schon weiß, warum er ihre Bürde so schwer gemacht hat. »Ich nehme alles an, wie es ist«, sagt sie. »Ich bin nur traurig, wenn ich sehe, wie die Kinder hungrig schlafen gehen.«

Manchmal ist der Abstand zwischen zwei Welten nicht in Kilometern zu messen. Es dauert nur eine kleine Weile, dann hat man dieses leidgeplagte Hinterland verlassen, stößt auf den Highway – und sieht gerade noch, wie ein schwarzer BMW die königliche Residenz verlässt, mit Blaulicht eskortiert. Eine der 13 Gattinnen des Königs fährt zum Shoppen. Dieses andere Swasiland, das dekadente, erfüllt alle negativen Klischees von Afrika.

Zu den ärmsten Ländern Afrikas zählt das kleine Königreich keineswegs – obwohl zwei Drittel der Swasis tatsächlich sehr arm sind und von weniger als einem Dollar am Tag leben. Und die Besitzenden sind nicht nur eine winzige Clique, sondern etwa zehn Prozent der Bürger: die städtische Mittel- und Oberklasse sowie die Creme der verzweigten Königsfamilie. Müsste also nicht rigoros umverteilt werden, wenn die Nation so am Abgrund steht?

Es rumort schon lange im Königreich, es gab einzelne Streiks, Demonstrationen, sogar Brandanschläge; Kirchenvertreter und Richter protestierten, verlangten mehr Demokratie. Kürzlich wurde endlich eine neue Verfassung verabschiedet, sogar die Polizisten haben gerade eine Gewerkschaft gegründet – aber König Mswati III. steht noch immer über dem Gesetz. Er und sein regierender Clan haben es verstanden, ihren Machterhalt in den Mantel von Kultur und Tradition zu hüllen – und im Ausland wurde lange akzeptiert, dass jeglicher Wandel nur langsam kommen dürfe. Heute nimmt sich die Regierungspolitik der Aids-Krise zwar an, doch der verschwenderische Lebensstil des Königs bleibt sakrosankt.

Und es ist nicht der König allein. Die gesamte Kaste der Wohlhabenden hat in diesem inbrünstig christlichen Land nicht einmal eine Kultur der Mildtätigkeit entwickelt. Obwohl alle, die lesen können, die hohe Infektionsrate kennen, schützt sie eine Art kollektiver Blindheit vor der Wahrnehmung der Realität.

Es ist der zweite Tag des neuen Schuljahrs. Auf der Wiese vor der Grundschule von Sigombeni stehen Hunderte von Kindern, sie kleben zusammen in Gruppen und in Pulks, Ratlosigkeit in ihren Gesichtern. Stunden stehen sie hier schon, eine Kindermenge in verwaschenem Grau-Rosa, das sind die Farben der Schuluniform, ausgebleicht und abgetragen. Nur das Wappen der Schule ist noch gut zu erkennen, es zeigt einen Stift und eine Kerze und eine schöne Losung: »Erziehung ist das Licht«.

Sie aber, sie dürfen nicht hinein ins Licht. Ihre Eltern haben die Schulgebühren nicht bezahlt, genauer gesagt: Ihre Eltern sind tot oder schwer krank. Der Staat hat für solche Kinder einen Fonds eingerichtet, aber die Zahl der Bedürftigen hat ihn gesprengt: Neben den 80.000 Waisen gelten weitere 60.000 Kinder aufgrund von Aids als gefährdet und vernachlässigt. Außerdem, so klagen die Schulen, komme das Geld aus dem Fonds zu spät bei ihnen an. In Sigombeni konnten so die Schäden vom letzten Sturm nicht repariert werden.

Regierung und Schulleiter liefern sich nun ein tägliches Showdown, mit Schlagzeilen in der Presse und Kinderpulks vor den Schulen. Der Erziehungsminister hat angeordnet, alle Waisen erst einmal aufzunehmen, aber die Schulfürsten stellen sich quer, pochen auf ihre Autonomie – und niemand wagt, ihnen zu widersprechen. Die Pulks der Waisen, sie haben keine Stimme, keine Lobby. Die Frauen, die in den schwarzen Töpfen den Maisbrei rühren, sammeln Geld für die Schuluniformen – aber wie sollten diese Frauen dem Schulrektor gegenüber treten, wo sie doch selbst nicht einmal ihren Namen schreiben können?

Aids frisst Bildung. Dabei müsste es umgekehrt sein: mit Bildung gegen die Seuche. Wer zur Schule geht, weiß etwas über sicheren Sex, Schulabbrecher infizieren sich häufiger. So steht es in Studien über Swasiland. Mit vollen Schulbänken könnte das kleine Königreich überleben. Aber in Swasiland ist es wichtiger, dass die Schulen gut aussehen. Weltstandard soll sein Schulsystem sein, darum hat die Regierung das Curriculum der Oberschulen geändert: Sämtliche alten Schulbücher sind ungültig, nichts kann von älteren Geschwistern übernommen werden, jeder Schüler braucht nagelneue teure Bücher. Das teuerste ist ein Lehrbuch für Business-Studies, unerschwinglich für die meisten Waisen.

Sibonakele, eine 14-jährige Waise, erzählt, wie es war am ersten Schultag. Sie lief zu ihrer Schule, setzte sich in den Klassenraum, der Lehrer schickte sie hinaus und sagte: »Komm wieder, wenn du die Bücher hast!« Sibonakele hat uns beim Erzählen den Rücken zugewandt, weil ein Mann dabei ist; so machen es die Swasi-Mädchen meistens. Ihre Stimme ist kaum zu verstehen. Als sie sich an den Moment erinnert, in dem sie aus der Klasse geschickt werde, presst sie vor Scham beide Hände vor die Augen.

Vermutlich ist nichts von alledem einzigartig. Weil Swasiland so klein ist, so überschaubar und ethnisch homogen, ähnelt es einem sozialen Labor. Hier kann man lernen, wie der Zerfall traditioneller Werte durch Aids beschleunigt wird – und wie lange es dauert, bis die Menschen wiederum ihr Verhalten so ändern, dass die Nation tatsächlich Krieg führen kann gegen den Feind in ihrem Inneren. Obwohl nahezu jeder Zweite die Krankheit in sich trägt, bleibt sie ein Stigma. Statistiken zufolge ist die Infektionsrate bei den wohlhabenden Städtern etwa ebenso hoch wie bei den armen Subsistenzbauern, doch nur wenige Swasis aus der Mittel- und Oberschicht bekennen sich dazu.

Thembi Nkambule sitzt wie das blühende Leben hinter ihrem Schreibtisch. Medikamente haben die Immunschwäche bei ihr zurückgedrängt, und um die frohe Botschaft zu verbreiten, wie diese antiretrovirale Therapie helfen kann, machte sie ihren Fall vor ein paar Jahren publik. Die frühere Lehrerin koordiniert heute die 80 Selbsthilfegruppen der HIV-Positiven. Die ersten Betroffenen gingen 1993 an die Öffentlichkeit, mehr als ein Jahrzehnt bevor die offizielle Aufklärung begann.

Aber bis heute, sagt Thembi Nkambule, werde das Bild von Aids in Swasiland verkörpert durch eine abgemagerte, arme Frau vom Land. »Kein führender Manager, kein Richter, niemand aus der Königsfamilie bekennt sich dazu, infiziert zu sein. Durch die Medikamente sehen heute viele ganz gesund aus, niemand sieht ihnen etwas an, genauso wenig wie mir. Der offene Umgang mit der Krankheit beschränkt sich auf die Armen und Ungebildeten.« Ihre Friseurin ziehe sich Handschuhe an, wenn sie ihr die Haare wasche. »Das macht mir nichts aus«, sagt Thembi, »obwohl meine Kopfhaut in Ordnung ist. Aber was ist mit den anderen Kundinnen? Ist ihre Kopfhaut ungefährlich, weil sie ihren HIV-Status verschweigen?«

Der Nationale Aids-Rat wirbt um finanzielle Patenschaften für Waisenkinder; man kann ihre Fotos anklicken auf einer Website, schnell und einfach, 1000 Kinder zum Auswählen, bisher fanden sich 400 Paten – darunter nur wenige Swasis.

Swasiland verlangt zu Recht Respekt für seine Traditionen, die Waisen sollen weder in Heimen ghettoisiert noch massenweise für Auslandsadoptionen feilgeboten werden. Aber wann wird die Forderung nach Respekt vor der Kultur zur Erpressung? Sind die absolute Monarchie, die Männerwillkür, die Frauenverachtung schützenswertes Erbe?

Ersin Müller versucht, sich von diesen Fragen nicht beirren zu lassen. Sie steht zwischen fünf Koffern voller Kinderkleidung aus Deutschland, alles gesammelte Spenden, alles mitgeschleppt, am Flughafen Johannesburg in einen winzigen, billigen Mietwagen gestopft. Ersin, das ist türkisch. Sie kam mit 16 nach Deutschland, jetzt ist sie 50, eine drahtige, schmale Frau, von Unruhe getrieben, solange so viel in der Welt im Argen liegt. »Ich muss aufstehen und etwas tun«, sagt sie. »Ich muss immer helfen.« Das sei eine Krankheit, fügt sie mit trockenem Humor hinzu, »unheilbar, wie Aids.«

Ihr Verein in Wiesbaden heißt Hand in Hand, das wirkt ein wenig betulich, ist aber in finanzieller Hinsicht wörtlich zu nehmen: Zehn Euro Spende werden zehn Euro Hilfe an Ort und Stelle. »Mitglieder zahlen ihre Ausgaben selbst«, steht in der Satzung. Also nimmt die Vorsitzende Urlaub, zahlt den Flug privat, rumpelt mit ihrem Mitstreiter und Lebensgefährten in diesem winzigen Wagen über die Lehmipisten.

Die Geschichte, wie Ersin Müller dazu kam, auf den grünen Hügeln von Swasiland stabile Dächer über die schwarzen Töpfe zu bauen, klingt ziemlich verrückt. Vor drei Jahren schrieb sie aus Wiesbaden die Regierungen der acht Länder mit den höchsten HIV-Raten an; sie wollte ein Hilfsprojekt beginnen. »Sierra Leone antwortete nach anderthalb Jahren.« Zu Swasiland entstand der Kontakt schnell. Ersin Müller flog hin, sie dachte erst an ein Kinderdorf, dann sah sie die Menge der Waisen, sah die schwarzen Töpfe, sah Frauen kochen in Regen und brennender Sonne – und fasste ihren Entschluss. Daraus echte Neighbourhood-Care-Points machen, stabil und dauerhaft! Ihr Verein hatte 45.000 Euro gesammelt, davon kaufte sie Baumaterial, es reichte für acht Essensstationen, nebenbei noch für eine Behelfsschule und ein paar Privathäuser. Natürlich war das alles ungeheuer viel Arbeit, alle Urlaube, viele Feierabende gab Ersin Müller dafür her.

Ein dunkles Holzhaus auf einer Anhöhe, Kinderstimmen sind zu hören: »...seven, eight, nine, ten.« Drinnen Dämmerlicht. »Noch einmal!«, ruft eine barfüßige Laien-Lehrerin und klopft gegen die Tafel. Ersin Müller setzt ihren Rucksack ab, hockt sich auf die Schwelle, klopft den Takt der Kinderstimmen mit. In diesem Haus ist wirklich Leben, die Kinder lächeln, das entschädigt für viele Wochen Plackerei. Das Holzhaus ist eine Kombination aus Essensstation und Vorschule. Die Waisen sollen später den Anschluss schaffen an die Schulen, die ihnen heute noch das Licht vorenthalten.

Wer einmal beginnt, sich mit diesen Kindern zu beschäftigen, kommt davon wohl nicht mehr los. »Die Mäuschen«, sagt Ersin Müller, »sie können doch nichts dafür.« Ihre Urlaube der nächsten zehn Jahre sind schon verplant.

Um das Holzhaus herum herrscht Trubel. Einige Frauen tragen Polo-Shirts in Unicef-Blau, auf ihrem Rücken steht »Lihlombe Lekukhalela«, das bedeutet: »Eine Schulter, um daran zu weinen«. Es sind ehrenamtliche Kinderschützerinnen. Ihre Gemeinden haben sie ausgewählt als moralisch besonders zuverlässig, jede hat sechs, sieben, acht eigene Kinder, mindestens. Sie haben ein Training absolviert, sollen die Gefahr von Missbrauch frühzeitig erkennen. Das beginnt damit, die Besitztümer der Kinder zu verteidigen, wenn die Eltern sterben. In der Vergangenheit kamen oft Nachbarn und räumten den Kindern einfach die Hütte leer. Waisenjungen werden als kostenlose Arbeitskraft angesehen, Waisenmädchen als sexuelle Beute. Und wie überall auf der Welt ist bei Kindesmissbrauch der Täter meist ein vermeintlicher Freund des Opfers – macht sich an hungrige Waisen heran, schenkt ihnen Essen, bevor er sich an ihnen vergeht.

Die Lihlombe Lekukhalela senken die Stimmen zum Flüstern, erzählen von einer Vergewaltigung in der Gemeinde: Das Waisenmädchen war 13, der Täter ihr großer Bruder. Die Großmutter offenbarte es den Kinderschützerinnen, und die holten die Polizei. Das waren gleich zwei Tabubrüche. Der Vergewaltiger konnte fliehen, doch die Gemeinde, sagen die Kinderschützerinnen, habe hinter ihnen gestanden, habe sie sogar zum Handeln gedrängt.

Eine Schulter, um daran zu weinen, das müsste eigentlich mehr sein als der bloße Schutz körperlicher Unversehrtheit: emotionale Wärme, eine Vertrauensperson. Weil die Aids-Waisen so viele sind, werden sie oft nur als kleine Maisbrei-Esser betrachtet, nicht als kleine traumatisierte Menschen. Die Frauen, die für sie sorgen, ahnen wohl, dass das nicht reicht, auch wenn sie das Wort Trauma nicht kennen. Typisch dieser Fall: Eine Mutter hat die Kinder ihres verstorbenen Veters aufgenommen; er starb vor den Augen seiner Kinder. Drei Jahre ist das nun her, drei Jahre, in denen der Tod mit keinem einzigen Wort erwähnt wurde. »Ich habe Angst!«, sagt die Frau. »Ich weiß nicht, was passiert, wenn sie sich erinnern.« Kinder trauern anders als Erwachsene. In der behüteten westlichen Welt gibt es Trauergruppen für Kinder, die einen Elternteil verloren haben. In Swasiland hat die Epidemie eine halbe Generation in Trauergruppen verwandelt. Sie sind stumm, sie teilen nichts mit, sie lassen nicht in sich hineinsehen.

Die Toten: Lehrer hinterlassen unbesetzte Posten, Bauern unbestellte Felder, Söhne sterben vor den Vätern. Wenn der Sohn des Chiefs stirbt, bricht in der Gemeinde Verwirrung aus. Der Posten des traditionellen Führers ist erblich, es muss ein Mann sein, ein Mann aus dem königlichen Clan. Ist die Erbfolge gestört, brechen Machtkämpfe aus, sie ziehen sich hin, alles liegt brach.

In Mambatfweni war das die Stunde einer Frau. Um Blutvergießen zu vermeiden, kam ein weiblicher Chief, eine Chefin, ins Amt, nur vorübergehend, versteht sich, nur stellvertretend – nun hält das Provisorium schon zehn Jahre. Wie stellt man sich eine Chefin vor, die zugleich Prinzessin ist? Ngoyi Mkhonta, 56, trägt ein Polyesterkleid, unter dem Arm eine abgewetzte Handtasche, um den Kopf ein Pünktchen-Tuch. »Ich bin das Auge des Königs«, so stellt sie sich vor. Das ist die traditionelle Umschreibung für einen Chief.

Ohne Umschweife, mit fast brutaler Deutlichkeit spricht sie über Aids, deutet auf einen Haufen neuer Ziegel, »wir brauchen dringend ein Hospiz für die Sterbenden«, und lädt zu einer Rundfahrt, um verlassene Höfe zu besichtigen. Ein Pick-up voller Männer begleitet uns, eine Müßiggänger-Eskorte; sie beweist, dass diese Chefin wirklich ein Chief ist. Im Wagen sagt sie abrupt: »Ich bin nicht besonders gebildet, aber ich bin zivilisiert.«

Auf einer Anhöhe drei einsame Steinhäuser, kein Zeichen von Leben. Ein Haus steht offen, drinnen ein kaputter Schrank, an seiner Tür hängt eine Kindermütze. Wie lange hängt sie schon da? Die Chefin zeigt ins Gras, auf vage Konturen überwachsener Gräber. 1997, damals nahm sie das erste Waisenkind in ihre Familie, zwei weitere folgten. »Ich ermutige alle in meiner Gemeinde, sich testen zu lassen«, sagt die Frau. »Ich sage ihnen: Wer HIV-positiv ist, hat nichts Schlechtes getan, hat gegen kein Gesetz verstoßen. Alle hier sind sexuell aktiv, Sex ist Teil des Lebens.« 150 Leute seien zu ihr gekommen, um ihr persönlich zu sagen, dass sie infiziert seien.

Ob diese Chefin besser regiert als ein Mann, ist schwer zu beurteilen. Immerhin, sie sieht die Katastrophe, von der sich der König lieber abwendet. Und ihre Gemeinde ist aktiv: 13 Essensstationen für Waisen gibt es hier. Auf einem Gemeinschaftsfeld bauen Frauen Gemüse für die schwarzen Töpfe an. In einem Schulgarten lernen Kinder über Landwirtschaft, was sie früher von ihren Eltern gelernt hätten. Und ein großes Stück Land wird nur von Waisen beackert: 30 Beete für 60 Kinder, sie kommen jeden Tag, die Kleinsten wissen noch nicht ganz, was sie tun sollen, aber sie stehen mit Besitzerstolz breitbeinig auf ihrem Fleckchen Erde.

Die Männer: Sie halten HIV für ein Frauenthema, so absurd das klingen mag. »Wenn wir eine Aufklärungsveranstaltung machen, dann können wir froh sein, wenn unter 50 Anwesenden vier Männer sind«, sagt ein Mann, ein Swasi-Mitarbeiter beim Roten Kreuz. »Um Männer anzulocken, musst du Bier hinstellen und Fleisch. Es ist schwer, das Verhalten von Männern zu verändern.«

Die Frauen wissen viel mehr über Aids, aber dieses Wissen hat keine Macht. Swasilands neue Verfassung gibt den Geschlechtern gleiche Rechte, doch davon haben die meisten Frauen noch nichts gehört, und wenn sie davon wissen, hilft es ihnen nicht, dem Mann ein Kondom aufzuzwingen. In den rückständigsten Familien darf eine Frau in Abwesenheit des Mannes nicht einmal ein Huhn schlachten: Denn für ihn sind die Innereien reserviert; wenn er sie nicht isst, verliert er in den Augen anderer Männer an Respekt.

Der Kern der Krise lässt sich noch genauer fassen: Patriarchat, König, Kirche – ein fataler, todbringender Dreierbund. Der polygame König lebt ein Ideal von Männlichkeit vor: viele Frauen! Jungfrauen! Doch die traditionelle Mehrfach-Ehe kann sich kaum ein Swasi mehr leisten: Eine einzige Ehefrau kostet bereits 15 Rinder Brautpreis. Dem königlichen Vorbild an Virilität zu folgen bedeutet also Fremdgehen, Gelegenheitssex, notfalls Vergewaltigen. Die Kirchen haben sich mit der Polygamie arrangiert – obwohl in den Gottesdiensten die Frauen genauso in der Überzahl sind wie in den HIV-Veranstaltungen. Doch allmählich keimt Kritik. Im Staatsfernsehen ist die Sittenwelt des Königs noch ein Tabu, jedoch nicht in den Zeitungen, bei den Intellektuellen und Engagierten.

Zu ihnen zählt Modison Magagula, ein Mann, der die Männer ändern will. Er ist Direktor einer Theatergruppe, sie macht Aufklärungstheater, »Edutainment« steht auf dem alten postgelben Nissan-Bus, mit dem der ehemalige Lehrer an diesem Sonnabend zu einer Aufführung fährt. Hinten drin ein Teil seiner Truppe, *men for change* steht auf dem T-Shirt eines Schauspielers. Die Gänge krachen, und in das Getöse hinein ruft der Direktor: »Wir sind die Abgesandten der Frauen. Wir überbringen den Männern ihre Kritik.«

Ankunft auf dem Hof eines Chiefs. Über Radio wurden die Männer und die Jungen der Gemeinde zum Theater eingeladen. Dessen wichtigste Requisiten sind, oha!, zwei schwarze Töpfe. Bloß kocht hier kein Brei, hier kochen Männer für Männer, vier Rindsköpfe und acht Paar Hufe liegen in brodelnder Brühe. Dies ist ein altes Ritual, früher wurde es nach dem Schlachten veranstaltet, bot den Männern Gelegenheit, stundenlang um die Töpfe herumsitzen und zu palavern. Die Edutainment-Truppe benutzt das Ritual, zum Palaver zeigen die Schauspieler in einem Sketch, wie riskant der häufige Wechsel von Sexualpartnern ist. Plötzlich ist HIV ein ernsthaftes Männerthema.

Schnurgerade führt die Straße durch das Tiefland nach Osten. Am Horizont liegt ein Hochplateau wie ein brauner Riegel im Dunst: Da ist die Grenze zu Mosambik. Der Osten von Swasiland ist seine ärmste Region. Seit Jahren hat es hier zu wenig geregnet, sogar das Feuerholz ist knapp und die nächste Wasserstelle liegt im Extremfall zwei Stunden Fußmarsch entfernt. Wo Swasiland fast zu Ende ist, liegt das Good Shepherd Hospital, ein katholisches Krankenhaus, chronisch überfüllt, chronisch knapp an medizinischem Personal. Es ist Abfahrtszeit für den ambulanten Dienst, Ron klemmt sich hinter das Lenkrad eines weißen Landrovers. Ron ist Krankenpfleger, Mitte 50, ein amerikanischer Freiwilliger, ihm läuft der Schweiß von der Stirn. Neben ihm thront Schwester Anna, eine alte Swasi, klein, kühl und königlich sitzt sie auf dem Beifahrersitz. Ihre weiße Bluse leuchtet, ihre flauschige rote Basenmütze scheint für kühlere Zeiten gemacht. So kurven die beiden über die Graspisten, suchen die abgelegenen *homesteads* ihrer Patienten und streiten dabei wie ein altes Ehepaar. »Hier links?« – »Nein dort.« – »Halt, ich habe doch links gesagt.« – »Hast du nicht gesagt.« Streiten lenkt ab.

Jeden Tag fahren sie so, versorgen Patienten, die zu schwach sind für den Weg zum Krankenhaus. Jeden Tag eine andere Tour, jeden Patienten sehen sie nur einmal im Monat. Für viele, die einsam dahinsiechen, sind die zehn Minuten Besuch das Ereignis des Monats. Theresa, eine ältere Patientin, richtet sich auf ihrer Matte auf, gläubig starrt sie Ron an, sie hält ihn für einen Arzt, weil er weiß ist und ein Mann und Ausländer. Ron lässt sie in dem Glauben, er misst ihren Blutdruck, viel hat er nicht zu bieten, holt aus seinen grauen Erste-Hilfe-Kästen alle möglichen Pülverchen. Vielleicht helfen sie der Seele.

Nur eine Enkelin kümmert sich um Theresa, nach der Schule. Eine zweite Enkelin, geistig behindert, sitzt schielend auf dem Hof. Das Seltsamste aber ist ein solides Steinhaus, unbenutzt und abgeschlossen steht es neben Therasas ramponierter Hütte. Das Steinhaus gehörte ihrem Mann, er baute es für seine zweite Frau, dann ging er mit ihr weg. Theresa, krank und allein zurückgelassen, wagt nicht, die Tür des Hauses aufzubrechen. Zu groß ist das Tabu. Es gibt solche Beispiele polygamer Absurdität in vielerlei Form. Viele aidskranke Frauen wurden von ihren Männern verlassen, entweder schon vor den ersten Anzeichen der Krankheit oder spätestens danach. Manchmal haben Waisen Kinder kein Dach über dem Kopf, obwohl ein Haus da ist. So kann es passieren, dass eine Hilfsorganisation ein neues Haus errichtet, obwohl es bereits eines gibt, das unbewohnt danebensteht.

Jeden Mittwoch ist Kindertag in der Ambulanz des Good-Shepherd-Krankenhauses, Aids-Kindertag. Dann stehen mindestens hundert Kinder da, sie bekommen die antiretrovirale Therapie, müssen alle zwei Monate zur Kontrolle. 17.000 Kinder in Swasiland sind HIV-positiv. Die Kinderstation ist ein freundlicher großer Raum. An der Decke drehen sich Ventilatoren, die zartgelben Vorhänge sind mit rundlichen Kinderbuch-Bienen bedruckt, von den Wänden lächeln bunte Löwen auf fünfzig weiße Metallbetten herunter. Schon die Allerjüngsten hier zeigen Symptome, sie sind zu klein, zu dünn, haben zu wenig Haare, bekommen Lungenentzündung.

Auf dem Boden sitzt halb nackt der zweijährige Nkosi, eisern hält er den Henkel eines grünen Plastikbechers in der Faust. Er hält den Becher schief, immer schief, bis sich die Milch auf den Boden ergießt. Seine Mutter hat Nkosi verlassen. Neben ihm in einem Rollwägelchen Siphos, die Mutter gab ihn im Krankenhaus ab, dann starb sie. Ein Fall nach dem anderen: Kinder, die im Krankenhaus bleiben, weil draußen niemand mehr da ist – oder weil sie draußen niemand mehr will. Die elfjährige Tevangeli hat fein geschnittene Züge und schöne Augen. Der Rest ist Haut und Knochen, sie wiegt nur 18 Kilo. Ein Riss im hellblauen Krankenhaushemdchen gibt den Blick frei auf hervorstehende Rippen. Wenn Tevangeli auf ihren stockdünnen Beinen durch den Raum geht, schimmern durch das Hemd die blanken Bögen ihrer Hüftknochen. Tevangeli ist ein christlicher Name, er erinnert an die Verkündigung, die frohe Botschaft.

Zuerst starben ihre Eltern. Dann wurde sie verlassen von der Tante, die für sie sorgen sollte. Irgendwo sei noch eine Großmutter, aber die, heißt es im Krankenhaus, sei zu alt, die sei selbst krank. Also war in fünf Monaten niemand da, der Tevangeli besuchen wollte. Niemand in fünf Monaten. Das Mädchen erzählt das ohne sichtbare Bewegung, ohne Tränen. Der Blick ist leer. Weiter kann die Suche nach der Trauer nicht gehen.

DIE ZEIT, 26.07.2007 Nr. 31

31/2007